

# Die Märtyrerin vom Belair

Ich bin die Neue in der Klasse. Ich habe eine voll gekackte Hose. Ich heule bei der Zeugnisvergabe. Ich kotze auf die Bank, auf das Heft meiner Nachbarin. All das ist schlecht für mein Image. Aber dann bekomme ich eine Krankheit, nach der man sogar eine Farbe benannt hat, bei der man sich schält und eine neue Haut bekommt. Bei der man sogar richtig sterben kann. So eine hatte außer mir niemand. Das verleiht mir wenigstens kurzfristig einen gewissen Nimbus.

Im Turnen bin ich so genannt steif, ich klebe jämmerlich auf dem ersten Knoten des Seils, das von der Schwindel erregend hohen Decke baumelt. Die coolen Mädchen entschweben bis nahe an die Decke, berühren triumphierend den letzten Knoten, und gleiten schwerelos herunter. Beim Völkerball gehöre ich zu dem trübseligen, immer weiter zu einem bedrohlichen Rest schmelzenden Häuflein der Nichtauserwählten, bis ich als chronisch Allerletzte einer der beiden Gruppen zugeschoben werde. Im Stricken bekomme ich immer 30 Punkte von 60, alle anderen mindestens 56. Wegen dem Stricken werde ich die Zehnte oder Zwölfte im Zeugnis. In meinen Daumenkuppen befinden sich tiefe Wunden, die nie verheilen, die jeden Freitag Nachmittag wieder aufgerissen werden. Jeden Freitag Nachmittag um drei, zur Sterbestunde Christi, bohren sich die Stricknadeln in meine kaum verschorften Daumenkuppen. Aber meine Aufsätze werden vorgelesen. Immerhin.

Wir sind 46 Mädchen in der Klasse. Ein Dutzend dieser Mädchen sind unglaublich cool. Sie geben den Ton in der Klasse an, ihre Väter sind Rechtsanwälte oder Ärzte und arbeiten nicht nur im Büro. Sie sind hübsch und sportlich und fahren Ski und reiten und spielen Tennis, nicht nur Federball abends vor der Haustür, oder Hallihallo. Sie sind lustig und schlagfertig. Sie sind ziemlich gut in der Schule, aber nicht so übertrieben, und keinesfalls Streberinnen. Sie sind nicht verkrampft im Turnen und erröten und heulen nicht bei jeder Kleinigkeit, sie wohnen in Häusern, in denen alles perfekt ist, auch der Ablauf der Geburtstagsfeiern, die so genannten Cafés, zu denen sich die Mädchen in mit Schönschrift beschriebenen Karten gegenseitig einladen. Sie tragen Sachen von Levis und Lacoste, und echte Schottenröcke, alles ist immer echt, sie entlarven alle Täuschungen, man kann ihnen nichts vormachen oder etwas vor ihnen verbergen. Spätestens die Umkleidekabine vor der Turnstunde bringt alles an den Tag, unstylige Unterhosen, von der Großmutter üppig angebrachte Säume, die bis unter die Achselhöhlen reichen. Die Aufdeckungen modischer Vertuschungsversuche sind gnadenlos. Die so genannte Busenfreundin ist die Große Liebe. Mit der Busenfreundin gehe ich Hand in Hand, ich bin glücklich, sie



Primärschüler in den fünfziger Jahren

Poï Aschamm © Photothèque de la Ville de Luxembourg

erobert zu haben, sie hat Sommersprossen wie die Schneiderbuch-Mädchen und ist genau so keck, ein bisschen frech, aber so, dass die Erwachsenen bezaubert lachen. Die Busenfreundin trägt die richtigen Kleider, ihre Mutter ist Chefin bei den braunen Pfadfinderinnen, und sie fährt Ski in St. Moritz. Der schlimmste Verrat kommt immer von der Großen Liebe.

Ich weine in mein Sonntagslieblingsessen, weil wir so arm sind. Wir sind sicher arm. Obwohl wir in einem großen Haus mit einem Garten auf dem Geesseknäppchen wohnen. Obwohl mein Vater, aber auch meine Mutter ein großes, ausschweifend geflügeltes Auto fährt und wir jeden Sommer einen Monat am Mittelmeer verbringen. Aber meine Kleider sind aus den Zolden, was den geschulten Augen meiner Mitschülerinnen nicht entgeht, und unser Auto ist eine Okkasion. Wir machen Camping-Urlaub und fahren nie Ski in St. Moritz. Außerdem arbeitet meine Mutter, was es gar nicht gibt. Meine Mutter ist Beamtin beim Europaparlament. Echte Mütter haben Migräne oder gehen zum Friseur oder zum Canasta spielen. Sie servieren Schnittercher oder Erdbeerfrappé, wenn eine Freundin zu Besuch kommt.

Ich sammle Heiligenbildchen mit dem Autogramm des Pfarrers. Auf seinem Schoß sitzen darf ich nie, obschon ich bestimme die Frömmste der Klasse bin – mea culpa, ich Pharisäerin. Der Platz auf seinem Schoß ist für P. reserviert, die in St. Moritz Ski fährt. Im Beichtstuhl spüre ich den Lakritzatem des Pfarrers, kaum trete ich aus dem Beichtstuhl, ist meine Seele wieder voller schwarzer Flecken, ich bin eine Sünderin, eine Todsünderin, mindestens, eine Heuchlerin auch noch, was das allerschlimmste ist, alle halten mich für ein braves Mädchen. Ich bin der Teufel in Gestalt eines braven Mädchens, das die Kommunion macht und Gott verspeist, dass du eingehst unter mein Dach. Ich rutsche auf den kalten Marmorfliesen der kalten Belair Kirche herum, es ist niemand da, die Pelzmäntel sind nicht da, die Krokodilledertaschen sind nicht da, ich bin allein mit Gott, ist er überhaupt hier. O Gott, ich Zweiflerin! Zweifeln ist die größte Sünde. Ich will Märtyrerin werden, erzähle ich meiner Mutter. Meine Mutter hat eher an Prof gedacht. Sie meint, ich würde es mir bestimmt noch anders überlegen.

Die Lehrerin nennt mich Musterschülerin. Sie sagt, die anderen sollen sich ein Beispiel an mir nehmen. Ich habe selten einen Strich an der Tafel aufgrund eines Vergehens wie Tratschen oder Unaufmerksamkeit, und bekomme nie eine Strafe. Das ist meinem Image auch nicht förderlich. Die Lehrerin gilt als sehr streng, ihre Strafen als beinahe drakonisch, aber anscheinend gerecht. Sie ist die Schwester eines Dichters, der tot ist, wie es sich für Dichter gehört. Wir lesen im Lesebuch seine luxemburgischen Gedichte. In einem beschreibt er einen heißen Mittag, man ist beim Lesen mittendrin in dieser Mittagsglut, diese Mittagsglut lerne ich gerne auswendig. Dass sie die Schwester eines toten Dichters ist, verleiht der Lehrerin in meinen Augen eine tragische Feierlichkeit.

Ich versuche, Streiche zu spielen wie die coolen Mädchen mit den Sommersprossen in den Schneiderbüchern oder bei Enid Blyton. Ich will nicht mehr gehäutet, gevierteilt werden oder den Löwen zum Fraß vorgeworfen. Durch Klingeldrücken in fremden Wohnanlagen mit anschließend durch die Sprechanlage servierter, meist tragisch gefärbter Botschaft kann ich meinen Status allmählich verbessern. In der fünften Klasse lassen wir Möchtegern-Anonyme so genannte schmutzige Zettelchen mit pikanten Nachrichten, z.B. über erstmals gesichtete Schamhaare, durch die Bankreihen gehen. Die Lehrerin, die jetzt eine altersmilde Frau mit einem bäuerlichen Haarknoten ist, findet sie regelmäßig und ist regelmäßig schwer enttäuscht. In dieser Sparte bin ich federführend.

Irgendwann ist es so weit. Wir wandern ins Lycée, eine geschlossene Belairer Truppe. Aber die Mädchen vom Limpertsberg stoßen dazu, die vom Bridel, und sogar Exotinnen vom Dorf. Eine ist schon eine Frau, so oft hat sie die Klasse wiederholt. Eine hat einen Vater, der ist ein Arbeiter. Sogar in der muffigen Empfangshalle, in der die Direktorin, eine kleine, abweisend wirkende Frau, eine Begrüßungsansprache hält, in der von Auserwähltsein die Rede ist, spüre ich etwas Neues. Befreiendes.

Literatur wird wichtiger als Lacoste. Die Dornenkrone fliegt davon. Die Stigmata der Strickerin verheilen.

Michèle Thoma